

Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“

Nr. 19.

Sonntag, den 4. November 1923.

1. Jahrgang.

Der Gang ins Glück. Skizze von Maximilian Quenel-Hamel. (Nachdruck verboten.)

Er hieß eigentlich Sebalduß, aber als er aus seiner grünen, blühenden Dorfgasse zu uns in die graue steinerne Stadt gezogen war, nannten ihn seine Schulfreunde Peter. Für Wochen hing noch ein Duft von Heu und Wiesen in seinem sonnenverbrannten, zerschiffenen Rock: als er dann billige Konfektionsware aus einem Vorstadtmagazin bekam, blieb nur noch der braune Ton seiner Knabenzüge übrig, der von Wäldern und Feldern erzählte. Und auch der verging, und der Armeleutegeruch und das Bläulichgraue um die Augen machten ihn geschwinde zu einem lichtungshungrigen Großstadtjungen. Außerlich glich er nun auch seinen neuen Freunden; was ihn von diesen Lärmenden unterschied, war am Ende seine Schwerfälligkeit,

seine ein wenig linkischen Bewegungen und sein Blick, der auf die Ferne und den Horizont eingestellt war, und der sich immer wieder an den engen Straßen und den spitzen, harten Giebeln und Dächern brach und stumpf wurde. Ein Gefühl der Unsicherheit hatte ihn befallen, da er zum ersten Male von der hochgelegenen, kärglichen Wohnung die vielen Treppen hinabgestiegen war auf die staubige Straße, deren Geräusche ihm auf lange hinaus fremd blieben. Sein Schulweg war ein steter Kampf mit den bösen Geistern der vorbeihuschenden Automobile und Gefährte, der rasselnden und klingelnden Straßenbahnen und der flutenden, bunten Menschenmenge, die ihn bald auf ihre Wellenkämme nahm, bald ihn in ihren Tälern treiben ließ. Sein

Zeit- und Raumverhältnis hatte sich verschoben und er zerrte daran herum, wenn er aufatmend in sein gekalktes Dachzimmer trat, von dem er wußte, daß die leeren Wände ihn vor den fremden Augen und tausend gefürchteten Zufällen beschützten.

Wenn er so an langen Nachmittagen, die je nach der Jahreszeit hell und freundlich oder kalt und trübe waren, vor seinen zerblättern Schulbüchern saß, an seinem Federhalter nachsinnend kauete, fiel ihm allemal die Orgelbank der kleinen Dorfkirche ein, darauf er sonntäglich neben seinem Vater, dem Kantor, zu sitzen pflegte. Und es kamen ihm auch wohl verlorene Töne aus den hochschmalen Pfeifen in den Sinn, so daß er lächeln mußte. An Sommertagen stand er mit diesem Lächeln unter dem schmalen Ausschnitt des geöffneten Dachfensters, von dem aus er die ziehenden Wölkchen mit den Augen verfolgen konnte. Die zogen wie helle Fähnlein im hohen Himmelsblau und ähnelten jenen, die über heimatischen Wiesen viertelstundenlang standen. An herbstlichen oder Wintertagen liefen ihm die Hände blaurot an und Sand und Staub und Regenspuren hatten sein Fenster blind gemacht. Ihn fror in der Einsamkeit, und bis die Mutter von der Arbeit heimkam, kroch er wohl zuweilen in die wärmenden Decken seines Bettes. So lebte er vom Frühling in den Sommer hinein und aus diesem durch den Herbst in den Winter hinüber. In seinen schmerzlichsten Stun-

den sprang ihn die Einsamkeit an wie ein gieriges Tier, davor er sich ängstlich flüchtete.

In das letzte Halbjahr seiner Schulzeit fiel ein Ereignis, das über ihn kam wie eine namenlose Hand, viel weicher als seiner Mutter hart gemordene Arbeitshand. Sein kleines Fenster lockte ihn und des Herrgotts Blauauge guckte so mildbäuerlich hinein, daß er behutsam den Tisch unter das Fenster rückte, hinaufkletterte und nun bis zu den Hüften über den Rahmen reichend zum ersten Male über das Häusermeer der großen Stadt schauen konnte. Zahllose Schote qualmten. Fenster blinzelten im Sonnenlicht, Wäsche flatterte im Wind und fern am Horizont lockten Wälder und ein rollender Zug. Da fangen in

seinen Ohren tausend heimatische Vogelstöne und ihm war ums Herz wie am Pfingstvorabend, wenn sie vom vielen Spielen müde aus den Wiesen heimkamen und an den Türen standen, schon die frischgrünen Birken und der kurzhaflige Küster hing an den Glockenseilen und die Sinken schlugen im Pfarrgarten, und vom Nachbardorf trieb der Wind das Säuten herüber.

Was er in diesen heimlichen Stunden erlebte, verbarg er selbst vor seiner Mutter und fürchtete nur, irgendein Unvorhergesehenes könnte ihm seinen befreienden Blick in die weite Welt zerstören. Der schenkte ihm nun Wunder über Wunder: einen Sonnenaufgang, einen rieselnden Frühlingregen, dessen lustige Tropfen über Giebel und Flach-

dächer hüpfen, windstille Mittagsglut, die mit tausend Fragen inmitten des Schweigens an seine junge Seele pochte, aufkommende Wetterwolken und einen zuckenden Blitz, der wie eine Entspannung durch die Schwüle fuhr.

Eines Nachmittags landete er bei einer Entdeckungsreise durch den unverschlossenen Sekretär bei seines toten Vaters Fernglas, kletterte, so ausgerüstet, wieder auf seinen Stand, und rückte nun die Verschwommenheiten der Ferne in das kreisrunde Sehfeld des Glases. Auf einem Flachdach eines Häuserblocks zur Rechten wehte ein sommerbuntes Fähnlein in den Tag hinein. Und da er mit bewaffnetem Auge hinübersah, war's ein braunhaariges Mädchen, das aus einer weißen Tonpfeife schillernde Seifenblasen steigen ließ. Das Mädchen war der erste Kamerad, der ihm hoch oben über dem Lärm der Straße und den hastenden Menschen begegnete. Es wurde auch seine große Unruhe.

So war er einer von jenen geworden, die von heimlichen Wandern geplagt werden, und die durch die Tage gehen, als hätten sie Abschied genommen und kehrten dennoch Tag um Tag zurück. Das sternblumenbesetzte Mädchenkleid trieb nun durch seine Träume und wachen Stunden.

Durch die alten Schulräume stiegen schillernde Kugeln. Diese Kugeln begleiteten ihn auch auf seinem Weg zur Arbeits-

Mahnung.

O, diese Zeit hat fürchterliche Zeichen.
Das Niedere schwillt, das Hohe senkt sich nieder,
als könnte jeder nur am Platz des andern
Befriedigung verwort'ner Wünsche finden,
nur dann sich glücklich fühlen, wenn nichts mehr
zu unterscheiden wäre, wenn wir alle,
von einem Strom, vermischt dahingerissen,
im Ozean uns unbemerkt verlören.
O! Laßt uns widerstehen, laßt uns tapfer,
was uns und unser Volk erhalten kann,
mit doppelt neuvereinter Kraft erhalten!

Goethe.

stätte, und viele, viele von ihnen packten seine Hände mit dem knisternden Stroh und den grünen Kacheln in die großen, leeren Kisten. Das tat er tagein, tagaus durch drei Jahreszeiten. Aber als in den Straßen die ersten hellen Mädchenkleider wehten und der Frühling quellend und schwellend durch das winterlich langsame Blut trieb, packte es auch Sebalduß, und die Einsamkeit prang ihn an und mit der kam eine neue schmerzliche Stunde, und die schillernden Kugeln stiegen höher denn je, so hoch, so hoch!

Als er eines Spätnachmittags durch die bunten Straßen heimtrotzte, trieb das sternblumenbefähte Kleid vor ihm her, wurde von den flutenden Menschen auf die Wogenkämme gehoben und trieb eine Weile in den Wellentälern dahin. Sebalduß lächelte darob, wie er es getan, als er zum ersten Male auf seinem Ausguck gestanden und die namenlose, liebe Hand auf seiner

Schulter gespürt hatte. Er sah die Dinge und Menschen wie hinter zarten Schleiern, und die Geräusche der Straße lagen ihm wie von fernher im Ohr. Und das Sternblumenkleid zog ihn durch viele fremde Straßen, und plötzlich tat sich ein weites blütenbestandener Platz vor ihm auf, wie die Ausfahrt ins Wunschland, und die Straßenbahn klingelte und schwankte und stand, und Menschen liefen zu einem dichten Haufen und... Aber all das sah Sebalduß nicht mehr. Er lag am Abend schon weiß und kalt auf dem schmalen Tisch der Charité. Als seine Mutter mit einem Schlüsselblumenkranz drei Tage darauf ihn an seinen neuen Platz Nr. 318 in dem Feld D begleitete, zog hoch über den knospenden Wipfeln ein Wolkenfahlein davon und das braunhaarige Mädchen lief über die Dächer der großen Stadt wieder die schillernden Kugeln steigen. Sie trieben märchenbunt in lauer Luft, nicht wissend wie lang ihr Leben...

Einfälle und Sprüche. Von Karl Ludwig Schleich.

Dieser Tage erscheint im Verlag von Ernst Rowohlt, Berlin W. 35, ein Band aus dem Nachlaß von Karl Ludwig Schleich. Der Herausgeber Wolfgang Göb verucht darin, aus nachgelassenen Briefen, Versen, Aphorismen des großen Arztes und Schriftstellers „noch einmal das Wesen Karl Ludwig Schleichs zusammenzuraffen und den Menschen Schleich in seiner vielfachen Strahlung zu zeigen“. Hier folgen einige Proben des Buches, das noch einmal einen Hauch vom Wesen eines Unvergesslichen verspüren läßt:

Wenn Tiere lachen könnten, befaßen sie vielleicht eine vollendete Kritik unserer Zivilisation. Aber sie hätten sich vielleicht bis zum Aussterben schon totgelacht. Ich möchte wohl einmal z. B. die Glossen eines Affen über den Zylinderhut oder die eines Hahnes über unsere Hochzeitspräliminarien hören!

Wieviel Unglück könnte verhindert werden, wenn die Jungen uns unsere Erfahrungen glaubten. Es will eben jeder auf seine eigene Fassung auch unselig werden. Man soll auch niemand vor einer Reise scheu machen. Die Dorf Freude ist doch das Schönste an ihr. Jugend ist eben eine Kette von Dorf Freuden. Der Alte ist überall „gewesen“.

Wer weiß es denn, ob einst in lichten Höhn
Wir alle unsre Lieben wiedersehen,
Wer weiß es denn, was einst geschieht mit unsrer Aschen?
Ich weiß es nicht — ich laß mich überraschen.

Das Weltall hat nichts Höheres zu verschenken als Liebe, eigentlich ist der nur lebend, der da liebend lebt.

Wie groß, wie sicher fühlt man sich in der Welt, wenn man liebt, und wie hilflos müßten wir sein, wenn wir nur vorstellen könnten, niemanden mehr zu lieben.

Im Angesicht der Sterne, des nirgends umrandeten Meeres, was will ein Menschenherz bedeuten? Und doch, wenn es liebt — wird nicht alles gleichsam Schmuck und Fassung, Sinnbild und Spiegelung unserer Liebe?

Die große Stille und Einsamkeit der Natur, ihre Schönheit, die Rätsel des „Alles“ und des wunderbaren „Eins in uns“ — alles wird nur voll genossen, wenn wir sein Anschau'n teilen können mit dem, den wir lieben!

Die Liebe ist ein Gottesbeweis, kein Teufel hätte uns so etwas Himmlisches gegönt.

Frauenliebe hat drei Stadien: im ersten ist das Mägdlein gleich dem Käthchen von Heilbronn: in ihrem Aufsehen zum Geliebten ist ein romantischer Zug; im zweiten wird die Frau die gleichberechtigte Kampfgenossin mit dem Leben; im dritten wird die Matrone Verweserin von Herz und Haus.

Wenn man aber genug zusieht, fehlt keiner der Stationen der Frauenliebe ein Zug von zärtlicher, wahrhaftigkeitfordernder, hätschelnender Mütterlichkeit. Sie benennt den Erwählten darum auch nach drei Phasen: erst Jungchen, dann Mann und schließlich Kind.

Du darfst alles wagen, junge geliebte Braut, nur rühre nicht an die Eitelkeit des Bräutigams. Was deine Schönheit gilt (oder gibt), wiegt ihm reichlich sein Selbstbewußtsein auf.

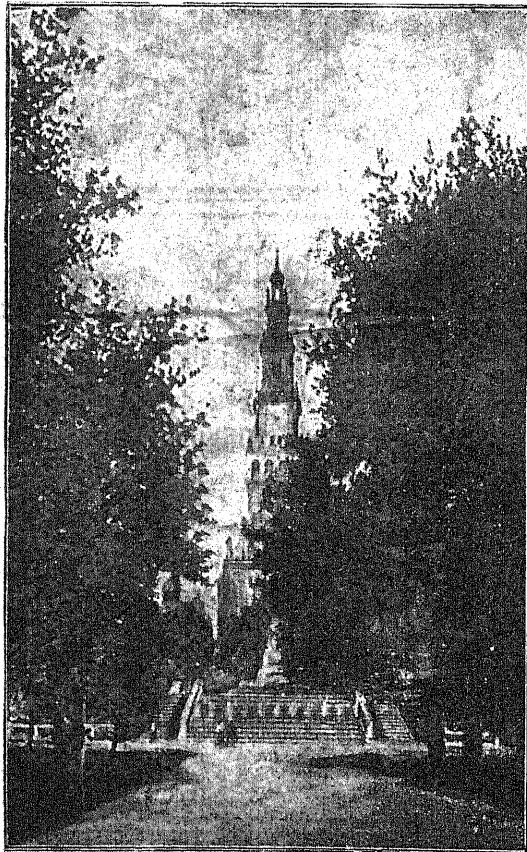
Wunderbar, wie die Schnecke sich ihr Haus baut, das sie sogar mit sich fortragen kann; man denke sich, ein Wesen trägt sein Haus wie wir unsere Haut. Aber noch wunderbarer gibts im Haushalte der Natur. Da sind Polypen, klein wie eine Zwergenmühe, eingeschlossen in große Kalksteindome, sonderbare Silputkünstler, die die ganze Kirche beherrschen. Ammonshörner heißen sie, groß wie Automobilräder, wunderbar außen gotisch verschörkelt, und innen erst: Bogengang neben Bogengang, wunderschön, wie Mönchsgänge in der Alhambra, und in einer einsamen Zelle sitzt ein

Wesen, klein wie ein Veilchen im Walde, und ist doch der Kommandant des ganzen Riesengebides.

Wenn ich jemand Orgel spielen sehe, so muß ich immer an diese Ammonshörner denken. Ein kleiner Mensch, Beethoven, Bruckner, Bach, Brahms, dieses As-Dur der Musik mit vier B.'en sitzt da vor einer gewaltigen Kristallgrotte von starren Basaltäulen der Töne und läßt ein Weltall brausen. Ich glaube, es gibt viele Orgelspieler in der Natur. Wir hören bloß nicht ihre Choräle.

Sprache: Zwei kurze Violinsaiten (Stimmbänder) peitschen die große Schweigerin, die Riesen Luft, die lautlose Gigantin, so daß sie Geistigkeiten singt, deren Noten auf der Partitur des Gehirns aufleuchten. Wir Menschen sprechen mit Muskeln

Malerische Stätten in Polen.



Die Czenstochauer Klosterkirche.

(Kehlkopf, Singer, Mimik). Tiere vielleicht mit uns unwahrnehmbaren Düften oder unsichtbaren Strahlungen; es gibt vielleicht Klaviaturen der Nase und des Auges, komplizierter als unsere Harfe im Ohr (Cortisches Organ). Vielleicht ist bei ihnen der Sympathische Nerv eine Duft- und Lichtorgel.

Mit jeder guten Tat schaffen wir uns einen stillen Beter für unser Wohlergehen.

Viele solcher zur Höhe gesandten unausgesprochenen guten Gedanken für uns schaffen uns eine Atmosphäre reiner Lichtkreise um uns, an der die Meteore des Schicksals zergehen wie Sternschnuppen. Solche schwer und oft durch Opfer erkaufte Panzerung unserer Persönlichkeit sind die Genien des sogenannten Zufalls.

So zu denken ist gewiß Egoismus, aber dieser verliert seinen Beigeschmack durch die Schönheit der dadurch offenbarten Weltanschauung und das Vertrauen einer immer waltenden Weltordnung.

So wird unser Lebensweg beschützt und bedroht von den Genien unserer guten und den Dämonen unserer bewußt schlechten Taten.

Jeden Tag eine gute Tat — ist das zuviel verlangt? und schafft 365 Fürbitter für uns im Jahr.

Das wäre bei 60 Jahren ein Gardedekorps von 21 000 uns umwallenden Seelen von menschlichen Genossen, eine stattliche Leibwache. — Das ist vielleicht der geheime Sinn des moralisch-ethisch sonst unbegreiflichen: „Dem, der viel geliebt, wird auch viel vergeben.“ Er hat eben vielen geheime Freuden gemacht.

Nur wer Gedanken plötzlich in sich aufstauen gefühlt hat, die ihm größer erschienen, als daß er sich einzustehen wagen möchte sie selbständig gefunden zu haben, nur der wird geneigt sein, ein Wesen anzubeten, dem er dafür danken kann.

Ein Gedicht, dessen Lektüre nicht mit einem stillen, tiefen Einatmen endet, ist kein solches ersten Ranges.

Unsauberkeit ist die Visitenkarte der Gefahr.

Unreine Luft sollte man wie ein moralisches Unrecht, das einem angetan wird, empfinden. Ventilerte Räume haben etwas heiliges.

Nichts ist den Göttern näher als reine Luft, wir werden ihnen ähnlicher, wenn wir sie zu uns einlassen. Fabriken in Städten sind Verbrechen am Volke.

Denke, wenn du dich wäschst, daß du einen Feind deiner Kinder erwürgst.

Sich reinigen ist schwere Arbeit, nicht Genuß. Sauberkeit ist das einzige, was der Mensch tun kann, um Göttern ähnlich zu werden.

Wenn Schmutz gesund wäre, müßten die Reichen eine höhere Sterblichkeit haben als die Armen.

Betrachte den Traum wie das Gebet deiner dir selbst entflohenen Seele. — Der Schlaf sei das tägliche Brot deiner Seele. Denke, daß die ganze Natur sich zur Ruhe streckt, wenn die Sonne versinkt. Warum will der Mensch allein wachen?

Wandernde Jugend, Von Dr. Oswald Muris.

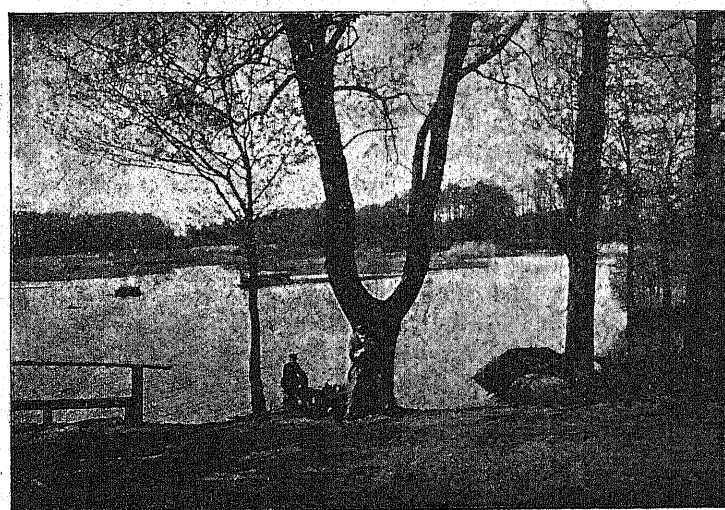
Von dem Verfasser, Studienrat in Charlottenburg, erscheinen in der Sammlung „Wegzeichen für Erziehung und Unterricht“ (G. Freytag, Leipzig) „Schülerwanderungen“, ein Heft, worin allerlei nachdenkliche Fragen erörtert werden.

Der erfahrene Erzieher weiß, daß das Kind zum Kinde strebt. Darum bevorzuge ich auf dieser Altersstufe Gesamtwanderungen. Es müssen schon recht besinnliche Kinder sein oder meine eigenen, wenn ich im kleinen Kreis oder zu dritt mit ihnen wandern will. Je mehr getobt wird, umso schöner erscheint es dem Knaben, je mehr gehüpft, gefungen und getanzt, um so anziehender dem kleinen Mädchen. Viele Kinder im Freien zusammen stellen weniger große Anforderungen an den Erzieher, weil sie sich gegenseitig selbst anregen und beschäftigen als isoliert einzelne. Im Klassenraum ist es gerade umgekehrt. Ganz



Der Warschauer Schloßplatz.

anders der Knabe im Reifealter und ebenso auch das Mädchen — der Backfisch. Gewiß überwiegt auch hier noch das motorische Moment. Aber nicht so sehr ist es das Geschrei, der Lärm, das Toben, der unter schrecklichem Indianergeheul ausgeführte Sturm auf eine Höhe, sondern weit mehr eine Art kraftmeierlicher Sporteinstellung, auch eine starke Dosis Großmütigkeit. Wenn ich meinen Tertianern sagen würde: „Jungs, morgen wandern wir 70 Kilometer“, ich glaube, sie würden im Brustton der Überzeugung erklären: „Kleinigkeit, so was sind wir alle Tage gewöhnt.“ Wer die stärksten Muskeln hat, der ist Herrscher im Kreise seiner Genossen. Hier greift statt des lärmenden Spiels schon das besinnliche und strategische Kriegsspiel Platz. Feigheit wird nicht geduldet. Der Korpsgeist bildet sich aus.



Herbst.

Plappert der Sextaner unermüdlich und treuherzig alles, aber auch alles heraus, so zeigt sich beim Tertianer die allgemein bekannte Mundfaulheit. Der

Begriff an sich ist falsch wie auch derjenige der Flegeljahre. Er ist nicht mundfaul, sondern das Gefühl der Unsicherheit mit dem beginnenden Empfinden für fremde Kritik, das macht ihn unsicher. Er fürchtet, sich zu blamieren (Minderwertigkeitsgefühl).

Die eigene ihm innewohnende, ihn hin- und herzerrende Unsicherheit ob der Vorgänge im Innern macht ihn unsicher nach außen. Die Tragik des Reifealters beginnt. Die Masse ist ihm an sich zuwider und wenn er an sie gebunden ist, dann verleitet sie ihn zu unüberlegten Handlungen, die nichts sind als Äußerungen eines überströmenden Lebensgefühls, das beginnt

starken Bedingungen unterworfen zu werden. Er beginnt sich abzufordern, wenn diese inneren Zwänge stärker auftreten. Wanderungen mit Tertianern werden auf eigenen Wunsch in der Teilnehmerzahl beschränkt. Es sind ihm zu viele dabei. Ein kleiner Kreis Zusammenstimmender ist ihm lieber.

Fragen, welche die Knaben im Reifealter stellen, sind nicht wahl- und zwecklos, sondern beginnen weiter zu dringen. Mit dem langsam sich entwickelnden Raum- und Unendlichkeitsgefühl setzt die innere Vereinsamung ein. Hier tun Wanderungen am meisten not. Da müßten sie am häufigsten stattfinden. Was ist die Wandervogelbewegung, überhaupt jede Jugendbewegung? Doch nichts anderes als die Auswirkung der inneren Unruhe des Reifealters. Hier also muß ganz besonders gewandert werden. Nicht allein, damit der sich entwickelnde Körper gesunde, vor allem, daß eine Ablenkung stattfindet vom körperlichen Komplex des Reifealters; dann aber auch, daß die Jugend Anlehnung und Verständnis finde beim Erwachsenen. Hier Führer und Erzieher sein, ist ein königlich Amt. Menschenwerte heißt es schaffen. Kein Staatsmann in der Sorge um ein ganzes Volk kann Schöneres und Wertvolleres an Werten erschließen als der Erzieher und Führer des Reifealters der Jugend. Allerdings, nirgends kann schwerer gesündigt werden als hier. Der ganzen schweren Verantwortung wird der besonnene Erzieher sich hier bewußt. Im Klassenzimmer kann das Problem des Reifealters nicht gelöst werden. Das ist nur möglich draußen im Freien. Man hat ein Tertianer und Sekundaner war mir ein Rätsel, bis ich ihn draußen im Freien kennenlernte, wo Mensch zum Menschen sprach. Da lösten sich die Hemmungen, da ging mir das Verständnis für diese Knabenseele auf, zumeist unter zwangvoller Rückerinnerung an die eigene Jugend. Darum ist hier die Wanderung das notwendigste und auch das beste Erziehungsmittel.

Straffe Führung tut hier am meisten not. Aber um Himmels willen keine autoritative, von oben herab behandelnde Strenge. Sie verdirbt alles. Mensch und Freund sein, ist das letzte Ziel des Führers und Erziehers. Man vermeide jede Uebertragung des negativen Vaterkomplexes. Hier liegt der schwierigste Prüfstein für den guten Erzieher.

Ganz anders der Primaner. Er ist noch nicht aus der Reifung heraus, aber die schwere innere Krise hat ihren Höhepunkt zumeist überschritten. Wir haben den Jüngling vor uns, der stark zum Theoretisieren neigt. Die Neigung zu sportlichen Kraftleistungen wie überhaupt zu körperlicher Betätigung läßt merklich nach und dafür beginnt der grüblerische Zug Bedeutung zu gewinnen, den Rätseln der Natur und des Lebens nachzu-

forschen. Körper und Geist beginnen oft gegeneinander zu streben. Hier liegt ein schwerer Gefährpunkt, daß nicht der eine (Körper) leide durch den andern (Geist); dem muß vorgebeugt werden. Wieder haben wir in den Wanderungen das bestmögliche Mittel, hier mildernd und ausgleichend zu wirken. Massenwanderungen können es nicht sein. Der sich entwickelnde Jüngling neigt noch mehr zur inneren Isoliertheit. Gruppen von Gleichgesinnten bilden sich mit bestimmten, öfters bereits beruflich eingestellten Neigungen. Diese zu nutzen und zu pflegen sei Hauptaufgabe der Wanderungen auf der Oberstufe.

Die Zweckwanderung in kleineren Gruppen wird hier im Vordergrund stehen nicht als ob allgemeine Wanderungen zu vermeiden wären. Sie sind von hohem Nutzen rein aus gesundheitslichen Gründen, dann auch zur Pflege des sozialen Empfindens und der Kameradschaft. Nur sei auch hier besonders betont: Alles bloße Lehren ist von Uebel. Hier und da ein zusammenhängender Vortrag an sich anbietenden Objekten, aber in einer Form, die nur als Zusammenfassung eigener Entdecker- und Schaffensarbeit zu betrachten ist. Vieles Reden stumpft dem

Zuhörer ab und strengt beim Wandern unverhältnismäßig an. Die beste Form bleibt das Zwiegespräch, wobei es an anregenden Fragen von Seiten der Schüler niemals fehlen wird.

Und sorgen wir noch für eines. Neben dem sozial empfindenden Gefühl und dem der Kameradschaftlichkeit beginnen wir die Erziehung zum Führer, nicht allein zum Wanderführer, sondern in des Wortes bester Bedeutung zum Führer überhaupt. Nicht jeder wird sich dazu eignen. Aber diejenigen, in denen das Führertum schlummert, die soll man zu richtigen entscheidungskräftigen Menschen erziehen. Dazu gibt es kein besseres Mittel, als mit der Jugend zu wandern. Ein absichtliches oder unabsichtliches

Verlaufen ist eine ausgezeichnete Begabungsprüfung. Da offenbart sich ganz unwillkürlich die Führerseele. Fünfzehn oder zwanzig Jungs um mich und ihnen erklären müssen: Wir haben uns verlaufen. Was ist da zu tun? Das ist bei aller Schwierigkeit der gegebenen Lage ein wundervoller Augenblick, schon allein die Gesichter und Gebärden zu studieren. Erschrocken blickende Augen oder Blässe im Gesichte sieht man kaum, und wenn — dann schelte ich sie nicht, denn in gefährlichen Augenblicken, wo etwa eine Gruppenzerreißung im unbekanntem Gelände erfolgt ist durch eigene Unachtsamkeit — ist selbst für den Führer kein angenehmer Zustand. Der zum Führer Geeignete beobachtet, überlegt, faßt den Entschluß, häufig rein instinktmäßig und führt ihn aus, und zwar so, daß alle mitgeriffen werden. Dazu sollen die Wanderungen erziehen.



1812.

Humor.

Der Zwergriese. Ein hübsches Geschichtchen berichtet die Sängerin Emma Calvé von dem bekannten Sänger Lablache, der von stattlicher Größe war. Er hatte einst in demselben Hotel Wohnung genommen, wo der unter dem Namen „General Tom Thumb“ beim Publikum außerordentlich beliebt und populäre Zwerg abgestiegen war. Dieser empfing viele Besuche seiner Bewunderer und Bewunderinnen. Einst nun betrat eine Dame, die den Zwerg besuchte, irrtümlich das Zimmer des Sängers und sah sich hier in ihrer Verwunderung einem Manne gegenüber, der sich recht beträchtlicher Körpermaße erfreute. „Ich möchte den General Tom Thumb besuchen“, stammelte sie etwas verwirrt. „Der bin ich“, lautete die Antwort. „Aber man hat mir doch gesagt, Tom Thumb wäre der kleinste Mann der Welt.“ „Gewiß“, erwiderte Lablache, ohne mit der Wimper zu zucken. „Das ist richtig, wenn ich öffentlich aufträte. Aber wenn ich zu Hause bin, dann mache ich es mir eben bequem.“

Range. „Wir sind fein raus, mein Vater hat 'ne Kartoffelnase und meine Mutter hat 'n Gerstenkorn!“

(„Luftige Blätter.“)

Es lebe die Wissenschaft. Das Mädchen: Herr Professor, wie kommt es nur, daß man in einer warmen Sommernacht viel mehr Sternschnuppen sehen kann als irgend sonstwann im Jahre? — Professor Aristoteles: Weil man in solchen Nächten viel häufiger im Freien sitzt. („Vanderbilt Jade.“)

In der Verlegenheit. Wie kommen Sie dazu, den Kläger Mondkalb und Rhinoceros zu schimpfen? — „s ist mir grad nichts anderes eingefallen, Herr Richter!“

(Megendorfer Blätter.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Adolf Kargel. — Druck: Verlags-gesellschaft „Libertas“ m. b. H., Sodz, Petrikauer Straße 86.